

Lawinen

Autor(en): **H.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lawinen

Das Wort Lawine, ein Wort unzweifelhaft schweizerischen Ursprungs, stammt noch aus einer Zeit, da bei uns die lateinische Sprache noch allgemeine Umgangssprache war. Es bedeutet nämlich in dieser Sprache nichts anderes als „bewegter Grund“.

Nach altem Aberglauben waren es Hexen, welche jeweils Lawinen zum Niederstürzen brachten. Aber schon früh hat die vernünftige Beobachtung deren wahre Ursachen erkannt. Dies wird durch die 1548 zum erstenmal im Druck erschienene Schweizerchronik des Johannes Stumpf bestätigt, der die Lawinen mit folgenden anschaulichen Worten beschreibt: „So das Gebirg winterszeits überschnepet, sind mehrtheils Straaßen darüber un Wandelbar, außgenommen so der Schnee etwan hart gefriert, dann mag man drüber wandlen. Gefarlich aber ist es und besonders ganz unsicher, so der Schnee blutt und weich ist, oder so er im Frilling, durch warme Lüfft und Rügen bewegt, abgehen wil. Als denn wirt er leichtlich in der Höhe durch ein Vogel oder durch Wind, auch etwan durch ein Widerhall bewegt, daß er ansicht ein wenig reysen; und zustund mehret er sich zu einem solchen Hauffen, daß er gegen Tal laufft und stoßt vor im hin Grund, Boden, Bäum, Erdrich, Bälßen, und alles das er begreiff, also daß solicher Schneebruch ein ganzen Fläden oder Dorff, so er das begreiff, hinttiefe und verdeckt. Derhalb man an vilen Orten, wo man sölicher Gefahren wartend ist, nit darff nahe an die Berg baumen, auß forcht des einfallenden Schnees. Und solche Schneebrüch werden vom Landvolck genennt ein Lowin. Wann dergleichen Lowin im Gebirg anbricht, gibt es ein gethön als ein Donderflapff oder Erdbidem (Erdbeben), daß mans weit hören mag.“

Schon aus dem Jahre 1478 berichtet uns der Berner Chronist Diebold Schilling von einem Lawinenunglück am Gotthard, anlässlich der Rückkehr der Berner nach einer erfolglosen Belagerung von Bellinzona. Er schreibt da nämlich: „Und als man an den Gotthart kam, da warent etlich muotwillig lüte vor dannen geloufen, die machten ein geschrei und wolten nieman volgen, wie vast man inen das verbot. Also kam ein gros ungeflüme schnelowinen oben von dem berg harin, darunder leider vil guoter gesellen kament und wurdent verzuckt; etlich kament von gottes gnaden wider harus, die über nacht darinnen gelegen warent und bi dem leben bliben. Zwar das muost von sundern gnaden und erbernde des almechtigen gottes beschehen, dann si on allen zwivel großen smerzen hatten erlitten; etlich kament auch harus lebendig und sturbent darnach angends, aber der mertheil bleip leider darin tot, dann ir darnach vil funden wurden, und klagt nachmalen ieder mann die sinen, die er verlor hat. Der barmherzig gotte well inen die ewig ruow verlicchen.“

Schon sehr früh unterschied man zwischen den Wind-, Flug- oder Staublawinen einerseits, und den Schlag-, Stoß- oder Grundlawinen andererseits. Als unmittelbare Ursachen des Abrollens wird immer Geschrei oder Lärm, selbst das Klingeln der Pferdeschellen, dann auch Tiertritt und Vogelflug, ja sogar das Fallen einer Schneeflocke, kurz jedes, auch das geringste schnee-bewegende Ding genannt, was der Berner Poet Hans Rudolf Rebmann in seinem großen Versgedicht benannt „Einn lustig unnd Ernsthaftt Poetisch Gastmal und Gespräch zweyer Bergen in der Loblichen Eydgnohschafft und im Berner Gebiet gelegen: Nemlich deß Riesens unnd Stockhorns, als zweyer alter Nachbawren“, Getruckt zu Bern 1620, in anmutige Verse bringt, die folgendermaßen lauten:

„Der schnee durch ein klein windlin leicht,
Oder von vogels fluch bald weicht,
Und ruckt uber den berg hinab,
Also daß stand ertönt darab,

Und stoßt zu grund böum und Erdreich,
Belsen, häuser und was dergleich,
Menschen und viech, was es erreicht
Zu todt und grund es alles streiff.
Sölich schneebrüch ein Lowin genant
Ist den Bergleuten wolbekandt,
Im Sommer sicht man d'flüß davon
Von bergen stark und wild angon.“

Es komme nicht selten vor, so berichtet uns ein anderer, späterer Chronist, daß Menschen bis 24 Stunden in den Schneemassen eingeschlossen „in solchen Schneefertern bey Leben bleiben können, besonders wann sie vermögens vor dem Mund so viel Schnee wegzuschaffen, daß sie Athem ziehen mögen; oder wann es sich begibt, daß ein Mensch in solcher Schnee-Lawin hinter Holzstämmen oder Steine zu liegen kommt, da eine etwelche Höle, die mit Schnee nicht ausgefüllt, so weit offen bleibt, daß der Mensch Athem holen kan, und diese grobe Körper ihm noch wider den Tod zu einer Brustwehr dienen können. Und obwohlen die eingeschlossnen bey solch fataler Begegnuß sich selbstn ihrer Gefängnuß nicht los machen können, so verfügen sich gemeinlich die nächste Anwohner, aus tragendem Mitleiden, ungefaumt herzu, fangen eifrigst an in die neugefallene Schnee-Lawinen hinein zu graben, den verlohrenen Menschen nachzuspüren, und so viel immer möglich Rettung zu schaffen, dadurch mithin mancher dem unvermeidlichen Tod annoch aus dem Rachen gerissen wird.“

Eine der besten und eindringlichsten Schilderungen eines Lawinenunglücks, das sich am 28. Februar 1864 am Haut de Cry, einer 2956 m hohen, nördlich von den Diablerets sich erhebenden, von Sitten aus als eine großartige Felspyramide sichtbaren Bergspitze ereignete, gibt uns anlässlich des Versuches einer Erstbesteigung der Alpinist Ing. Ph. Goffet. Nachdem die Partie bis auf etwa 100 m unterhalb des Gipfels angestiegen und über der Beratung, welche Route als die gefahrlosere einzuschlagen, viel Zeit verloren gegangen sei, berichtet Goffet uns wörtlich folgendes: „Bennen (der Hauptführer) schnitt die Fragen kurz ab und sagte: „Ich will als der Erste über den Grat! Und mit diesen Worten ging er auf den östlichen Grat zu; dieser sah sehr schmal aus, und was noch schlimmer, er war vielfach von hohen Felsen durchschnitten und die Zwischenräume zwischen den Zacken waren mit tiefem Schnee ausgefüllt. Um auf diesen Grat zu gelangen, mußten wir ein steiles, etwa 240 m hohes Schneefeld hinauf. Es war an der Spitze etwa 45 m, am unteren Ende 120 oder 150 m breit und bildete ein sehr weites Couloir. Während des Anstieges sanken wir bei jedem Schritt ungefähr einen Fuß tief ein. Bennen schien das Aussehen des Schnees nicht besonders zu gefallen. Er fragte die Lokalführer, ob bisweilen Lawinen durch dieses Couloir herunter kämen, worauf sie aber antworteten, daß wir vollkommen sicher seien. Wir waren an der nördlichen Seite des Couloirs hinaufgestiegen und mußten nun etwa 45 m unterhalb der Spitze daselbe in horizontaler Richtung überschreiten, um auf den östlichen Grat zu kommen. Die Einsenkung des Couloirs war gering, nicht über 8 m, die Neigung nahe an 35°. Wir gingen in folgender Reihenfolge: Bévard, Nance, Bennen, ich (Goffet), Voisonnet und Rebot.“

Als wir etwa über drei Viertel der Breite des Hanges gekommen waren, sanken die führenden Männer plötzlich bis über die Hüfte in den Schnee ein. Bennen spannte das Seil an. Der Schnee war so tief, daß sie nicht daran denken konnten, aus dem Loch, das sie gemacht hatten, herauszukommen; sie gingen also einen oder zwei Schritte vorwärts und teilten den Schnee mit ihren Körpern. Bennen drehte sich um und sagte uns, er sei

besorgt, wir könnten eine Lawine erzeugen; wir fragten, ob es nicht besser wäre, umzukehren und höher oben das Couloir zu überschreiten. Dem widersetzten sich aber die drei Männer aus Ardon; sie hielten die vorgeschlagene Vorsicht für Furcht, und die beiden anführenden Männer setzten ihre Arbeit fort.

Nach drei oder vier so gewonnenen Schritten wurde der Schnee wieder härter. Bennen hatte sich nicht gerührt; er war entschieden ungeschlüssig, was er tun sollte; so bald er aber wieder harten Schnee sah, ging er vorwärts und zwar etwas höher, aber parallel dem Graben, den die Ardoner Männer gemacht hatten. Merkwürdigerweise trug ihn der Schnee.

Während dessen sah ich, daß der Führer Bévard etwa sechs Meter Seil um seine Schulter gerollt hatte. Ich sagte ihm, er sollte es ausrollen und auf den Grat gehen, von dem er nur noch vier bis fünf Meter entfernt war. Bennen sagte mir, ich solle vorwärts. Ich trat in seine Fußstapfen, sank aber sogleich bis an die Hüften ein. So ging ich dann durch den Graben und hielt meine Ellenbogen dicht am Körper, um die Wände nicht zu berühren. Der Graben war ungefähr 3,6 m lang, und da der Schnee an beiden Seiten fest war, kamen wir zu dem irrigen Schlusse, daß er hier zufällig weicher als sonstwo sei. Dann ging Boissonnet vor.

Er hatte nur wenige Schritte gemacht, als wir einen dumpfen, schneidenden Ton hörten; das Schneefeld hatte sich ungefähr 4 oder 5 m über uns gespalten. Der Riß war erst nur ganz schmal, nur 3 cm breit. Ein ängstliches Schweigen folgte; es dauerte nur wenige Sekunden und wurde dann durch Bennens Stimme unterbrochen: 'Wir sind alle verloren!' — Seine Worte waren langsam und feierlich und die, welche ihn kannten, wußten, was sie sagen wollten, wenn ein Mann wie Bennen sie aussprach. Es waren seinen letzten Worte. Ich steckte meinen Alpenstock in den Schnee, damit das Gewicht meines Körpers auf ihm lastete; er drang bis zum obern Ende ein. Ich wartete jetzt. Es war ein entsetzlicher Moment der Spannung. Ich wandte mich nach Bennen, um zu sehen, ob er es ebenso gemacht. Zu meinem Erstaunen drehte er sich um, sah ins Tal hinab und breitete beide Arme aus.

Der Boden, auf dem wir standen, fing nun an, sich langsam zu bewegen, und ich erkannte die vollkommene Nutzlosigkeit meines Alpenstockes; er hatte den festen Boden unter dem Schnee nicht erreicht. Ich sank bald bis über die Schultern in den Schnee und bewegte mich rücklings abwärts. Von diesem Augenblick an sah ich nicht mehr, was aus den andern wurde. Mit großer Mühe gelang es mir, mich umzudrehen. Die Geschwindigkeit der Lawine nahm rasch zu, und es dauerte nicht lange, so war ich mit Schnee bedeckt und in tiefster Dunkelheit. Ich ersticke fast, als ich plötzlich durch einen Stoß wieder auf die Oberfläche kam. Wahrscheinlich war das Seil an einem Steine hängen geblieben und in diesem Moment gerissen. Ich war auf der Welle einer Lawine und sah sie vor mir, als ich hinunter getragen wurde. Es war der schauerlichste Anblick, den ich je gehabt hatte.

Die Spitze der Lawine war schon an den Ort gelangt, wo wir zuletzt gerastet hatten. Nur der Spitze ging eine dicke Schneestaubwolke voran, die übrige Lawine war frei. Rings um mich hörte ich das fürchterliche Zischen des Schnees und weit vor mir den Donner des untern Teils der Lawine. Um nicht wieder unterzusinken, brauchte ich meine Arme in derselben Weise, wie wenn ich in aufrechter Stellung schwimmen wollte. Endlich fühlte ich, daß ich mich langsamer fortbewegte; dann sah ich die Schneemassen etwa 1 bis 2 m vor mir stehen bleiben; dann hielt der Schnee gerade vor mir und ich hörte denselben schreienden Ton, der im Winter erklingt, wenn ein schwerer Wagen über den hartgefrorenen Schnee fährt, nur in weit großartigem Maßstabe. Ich fühlte, daß auch ich stillstand, und warf sogleich meine beiden Arme hoch, um meinen Kopf zu schützen, im Fall ich wieder zugeschüttet werden sollte. Ich stand still, aber der Schnee hinter mir war noch in Bewegung; sein Druck gegen meinen Körper war so stark, daß ich glaubte, ich würde erdrückt

werden. Dieser furchtbare Druck dauerte aber nur kurze Zeit und endigte ebenso plötzlich, wie er angefangen hatte. Ich wurde dann von dem Schnee bedeckt, der hinter mir her kam.

Meine erste Bewegung war, zu versuchen, ob ich meinen Kopf nicht frei machen könnte — es war aber unmöglich. Die Lawine war in dem Augenblick zusammengefroren, als sie hielt, und ich war eingefroren. Während ich vergebens suchte, meine Arme zu bewegen, bemerkte ich plötzlich, daß die Hände bis zu den Gelenken frei seien. Der Schluß lag nahe, sie mußten über dem Schnee sein. Ich machte mich, so gut es ging, an die Arbeit, mit den Händen etwas Schnee wegzuziehen; es war hohe Zeit, denn viel länger hätte ich es ohne Luft nicht mehr ausgehalten. Endlich sah ich einen schwachen Lichtschimmer. Die Kruste über meinem Kopfe wurde dünner und ließ etwas Luft durch, aber ich konnte sie nicht mehr mit den Händen erreichen; mir erwachte der Gedanke, ob ich sie vielleicht mit meinem Atem durchdringen könne. Nach verschiedenen Bemühungen gelang es mir endlich und ein plötzlicher Luftzug traf meinen Mund. Ich sah den Himmel wieder durch ein kleines rundes Loch.

Ein Todesschweigen herrschte um mich her; ich war so überrascht, daß ich noch lebte, und so überzeugt, daß keiner meiner Leidensgefährten noch atmete, daß ich nicht einmal nach ihnen rief. Dann machte ich vergebliche Anstrengungen, meine Arme zu bewegen; es war mir aber unmöglich. Das einzige, was ich tun konnte, war, meine Fingerspitzen zusammenzubringen; sie konnten aber den Schnee nicht mehr erreichen.

Nach einigen Minuten hörte ich das Rufen eines Mannes; was war das für ein Trost, zu wissen, daß ich nicht der einzige Ueberlebende sei! zu wissen, daß er vielleicht nicht eingefroren und mir zu Hülfe kommen könne! Ich antwortete; die Stimme näherte sich, schien aber ungewiß, wohin sie sich wenden sollte, obgleich sie ganz nahe war. Ein plötzlicher Ausruf der Ueberraschung! Rebot hatte meine Hände gesehen. In einem Augenblick hatte er meinen Kopf frei gemacht und wollte mich eben vollständig ausschälen, als ich einen Fuß so nahe neben mir sah, daß ich ihn mit den Armen berühren konnte, obgleich diese nur bis zu den Ellbogen frei waren. Ich versuchte sogleich den Fuß zu bewegen; es war der meines armen Freundes. Eine entsetzliche Ahnung durchzuckte mich, als der Fuß sich nicht mehr rührte. Der arme Boissonnet hatte die Besinnung verloren und war vielleicht schon tot. Rebot tat sein möglichstes. Nach einiger Zeit wünschte er, daß ich ihm helfen möchte und löste meine Arme so weit, daß ich sie brauchen konnte. Ich konnte wenig ausrichten. Denn Rebot hatte die Art von meiner Schulter gerissen, sowie er meinen Kopf frei gemacht hatte.

Ehe Rebot zu mir kam, hatte er Nance aus dem Schnee geholfen, dieser lag horizontal und war nicht sehr tief bedeckt gewesen. Nance fand Bévard, der aufrecht im Schnee stand, aber bis zum Kopfe zugeschüttet war. Nach ungefähr zwanzig Minuten kamen die beiden letzteren Führer auch heran. Ich wurde endlich herausgenommen; der Schnee mußte mit der Art bis zu meinen Füßen herausgehauen werden, ehe ich loskam.

Einige Minuten nach ein Uhr mittags kamen wir an das Gesicht meines armen Freundes . . . ; ich wünschte den Körper ganz herausgenommen zu sehen, aber nichts konnte die drei Führer bewegen, von dem Augenblick an, wo sie sahen, daß es zur Rettung zu spät war, noch länger zu arbeiten. Ich muß gestehen, daß sie fast ebenso unfähig waren etwas zu tun, wie ich selbst. Als ich aus dem Schnee genommen war, mußte das Seil durchgeschnitten werden. Wir versuchten, dem Seile folgend, Bennen zu erreichen, konnten es aber nicht bewegen. Es ging fast gerade hinunter und zeigte uns, daß dort das Grab des bravsten Führers sei, den das Wallis je gehabt und je haben wird. Die Kälte hatte ihr Teil an uns getan; wir konnten sie nicht länger ertragen und gingen hinunter. Wir folgten der gefrorenen Lawine noch etwa 25 Minuten, da es der bequemste Weg war, und nahmen dann unsere Spur vom Morgen wieder auf."